

ALF STIEGLER DER VERGIFTETE RAUM

5 HEIMSUCHUNG

Weltbild



Der vergiftete Raum ist ein 7-teiliger Psychothriller

Grausame Erscheinungen, blutige Nächte: In einem Heim für schwer erziehbare Jugendliche passieren fürchterliche Dinge. Die junge Sozialpädagogin Juliana Braun erfährt durch einen anonymen Brief davon und bewirbt sich auf eine offene Stelle. Sie hofft, den Jugendlichen helfen zu können, die immer tiefer in Halluzinationen und sinnlose Gewalt geraten. Doch das Böse scheint stärker als alle ihre Bemühungen, als wären die Erinnerungen an die grausige Vergangenheit des Heims in die Wände eingesickert. Und Juliana muss sich ihren eigenen dunklen Erinnerungen stellen, um sich und ihre Schützlinge zu retten ...

Alf Stiegler

Der vergiftete Raum

Heimsuchung

Psychothriller
eBook-Serial Band 5 von 7

Weltbild

Der Autor

Alf Stiegler wurde 1976 in Nürnberg geboren und hat schon wenige Jahre später entdeckt, dass er lieber Geschichten über Außerirdische und verrückte Wissenschaftler erfindet, als sich den tatsächlichen Themen von Klassenaufsätzen zu widmen – vorlesen musste er seine Geschichten aber trotzdem immer.

Mit dem Schreiben hat er seitdem nicht mehr aufgehört, und mit 14 Jahren hat er sein erstes Honorar bekommen, für die »Lesergeschichte der Woche«, abgedruckt in der Hefromanreihe seines damaligen Helden »John Sinclair«.

2005 endlich wurde sein Roman »WetGrave« durch den Verlag Hary Productions veröffentlicht. Diesen Roman hat er auch als Hörbuch adaptiert und als uneigennütziges Projekt zum kostenlosen Download ins Internet gestellt.

Der ausgeprägte Hang zum Phantastischen ist ihm bis heute geblieben, und er erforscht mit Begeisterung alle Ecken und Winkel dieses Genres. So ist es denn auch keine Seltenheit, dass man ihn morgens mit einem Buch von Enid Blyton in der Hand vorfindet und abends mit einem Band von Clive Barkers »Büchern des Blutes«. Aus diesem Grund sollte sich kein Leser in Sicherheit wiegen, wenn eine Geschichte mit idyllischen Schauplätzen lockt.

Seine Brötchen verdient sich der Autor als Sozialpädagoge. Nach langjähriger Erfahrung in Einrichtungen für Menschen mit körperlicher und geistiger Behinderung hat er sich entsprechend weitergebildet und arbeitet heute als Familientherapeut.

Besuchen Sie uns im Internet:

www.weltbild.de

Copyright © 2015 by Weltbild GmbH & Co. KG, Steinerne Furt, 86167 Augsburg

Projektleitung & Redaktion: usb bücherbüro, Friedberg/Bay.

Covergestaltung: Atelier Seidel - Verlagsgrafik, Teising

Titelmotiv: © Thinkstockphoto

E-Book-Produktion: Datagroup int. SRL, Timisoara

ISBN 978-3-95569-749-5

Yvonne Seelberger hockte auf dem Beifahrersitz des Polizeiwagens und wischte sich über die müden Augen. Ihre Fingerspitzen verharrten auf den tiefen Lachfältchen dort. Keine Ahnung, wo die herkommen, dachte sie grimmig. Mit ihren zweiundfünfzig Jahren hatte sie vom aktiven Polizeidienst derart die Nase voll, dass sie sich kaum erinnern konnte, wann sie das letzte Mal gelächelt hatte. Deswegen hatte sie sich ja von München hierher versetzen lassen, aufs Land, wo man sich mit Nachbarschaftsstreitigkeiten befassen konnte oder mit Hunden, die zu laut bellten. So viel zum Wahrheitsgehalt von Landpolizisten-Klischees, dachte sie, während der Wagen die engen Serpentinien zum Waldheim hochkurvte. Der Notarztwagen und der Krankentransporter fuhren voraus, ihr Blaulicht warf sich geisterhaft gegen die Bäume, die rechts und links von den Straßen aufragten.

Polizeichef Kalb hatte damals nur abgewinkt, als Yvonne ihn auf die Häufung von Notrufen aus dem Waldheim angesprochen hatte. Ein paar Wehwehchen im Waldheim, hatte er gesagt. So etwas passiert da eben.

Von wegen Wehwehchen. Yvonne hatte sich die Einsatzprotokolle des Notarztes angesehen. Alkoholvergiftung, Zigarettenbrandnarben, unklarer Kreislaufzusammenbruch, um nur ein paar zu nennen. Besonders das Mädchen mit dem Kreislaufzusammenbruch weckte ihren Verdacht, da laut Erstbefund keine Vorerkrankungen vorlagen. Also war sie zum weiterbehandelnden Krankenhaus gefahren. Die hatten Blutarmut festgestellt, ohne körperlichen Befund. Außerdem Beruhigungsmittelintoxikation. »Nach ein paar Infusionen war alles wieder in Ordnung«, hatte der Assistenzarzt zu ihr gesagt. »Kein Herzrasen, keine Kaltschweißigkeit, halbwegs normale Gesichtsfarbe.« Yvonne hatte ihn mit erzwungener Beherrschung gefragt, was er denn von diesem Ergebnis hielt. Der Arzt hatte gegrinst. »Wenn ich es nicht besser wüsste, würde ich sagen, jemand hat sie mit Beruhigungsmitteln ausgeknockt und ihr zu viel Blut abgezapft. Entweder das, oder es gibt im Waldheim Vampire.« Als wäre das alles ein verdammter Scherz. Yvonne hatte ihm wortlos die Blutwerte aus der Hand gerissen und war damit zu Dr. Linhardt gefahren. Der wollte die Vorfälle ebenfalls mit dem »Bagatellen«-Stempel abtun, aber dann hatte Yvonne ihm besagte Blutwerte unter die Nase gehalten, und besonders auf die Beruhigungsmittelintoxikation gepocht.

Doch Linhardt hatte nur mit den Schultern gezuckt. »Das ist ein Heim für schwer Erziehbare«, waren seine Worte. »Die werden doch alle mit irgendwas vollgestopft, damit sie funktionieren.«

»Das waren K.O.-Tropfen!«

»Ritalin, K.O.-Tropfen. Wo ist da der Unterschied?« Und damit hatte er sie einfach stehen lassen.

Als sie bei Polizeichef Kalb die Meldung gemacht hatte, hatte der sie nicht nur für ihr »eigenmächtiges Handeln« gerügt, er hatte ihr auch noch verboten, die Leute von ihrer Arbeit abzuhalten.

Dann aber kreuzte dieser Simon Stern immer wieder in der Dienststelle auf, um Göller genau auf die Dinge aufmerksam zu machen, die Yvonne beunruhigten. Yvonne hätte das

nie erfahren, wenn sie nicht beobachtet hätte, wie Göller ihn verscheucht hatte. Und bei der Gelegenheit hatte sie gleich Markus Kramer kennengelernt. Yvonne hatte sofort gesehen, dass der bei Simon Sterns Ausführungen in Alarmbereitschaft geraten war, deswegen hatte sie ihm ihr Kärtchen hingelegt, und sie hatten sich sogar getroffen, aber Kramer war vorsichtig, und außer ein paar beunruhigten Fragen, ob denn die Kollegen des Waldheims vertrauenswürdig wären, weil seine Geschäftspartnerin dort arbeite, war nicht viel aus ihm herauszubekommen gewesen.

Dann heute Nacht dieser Notruf aus dem Waldheim gekommen. Ein Jugendlicher, schwere Schnittverletzungen.

So viel zum Thema, Yvonne sei übereifrig und halte die Leute »von der Arbeit ab«. Kollege Göller steuerte den Dienstwagen bis vor den Eingang des Waldheims; zwei Frauen warteten dort bereits, eine etwa in Yvannes Alter, die andere um die dreißig, mit brünetten Rastalocken. Bei ihnen stand ein Mann mit einer Taschenlampe, wahrscheinlich die Nachtwache, die den Notruf abgesetzt hatte.

Göller blieb stehen und stieg aus, ohne das Licht oder die Blaulichtbefunzelung abzustellen. Yvonne überlegte, ob sie ihn darauf ansprechen sollte, sah dann aber, wie ihr Kollege in den Spiegel blickte und sich die Dienstmütze zurechtrückte. Endlich was zu tun für den Provinzpolizisten. Er stieg aus und steuerte mit gewichtigen Schritten auf die beiden Frauen zu. Yvonne rollte innerlich die Augen, als auch sie ausstieg. Sollte er seinen Auftritt haben.

Die Rettungsassistenten luden bereits ihre Utensilien aus dem Wagen. Dr. Linhardt stand tatenlos bei ihnen, achtete aber geflissentlich darauf, Yvonne nicht in die Augen zu sehen. Deshalb sprach Yvonne einen der Rettungsassistenten an, einen jungen Bursche mit hochrasierten Haaren und Augenbrauenpiercings. »Wissen wir, wo wir hin müssen?« »Äh ...«, stammelte der Junge und blickte irritiert zum Notarzt, aber der äußerte sich nicht. »Silbersaal«, antwortete er also.

»Sie wissen, wo das ist, nehme ich an«, sagte Yvonne und ging vor zum Eingang des Waldheims. »Lassen Sie uns also keine Zeit verlieren.«

Göller badete derweil in Blaulicht und seiner eigenen Wichtigkeit und machte sich mit strenger Miene Notizen. Die ältere Frau redete wie ein Maschinengewehr, während die Rasta-Frau mit giftiger Miene neben ihr stand und schwieg. Als die plappernde Frau Yvonne erspähte, kam sie auf sie zugestürmt. »Diese Juliana Braun ist an allem schuld«, schnatterte sie drauflos. »Sie hat unseren Kindern das alles eingetrichtert, von Massenhysterie und ansteckenden Halluzinationen und Gespenstern und ...«

»Und Ihr Name ist?«, unterbrach Yvonne.

»Margarete Kübitz«, antwortete die Frau barsch, als ob es ein Verbrechen wäre, das nicht zu wissen. »Vorsitzende des Elternbeirats. Meine Tochter ist da drin!«

Genau die Wichtigtuerei, die Yvonne jetzt brauchen konnte. Ihr Ärger sprudelte über.

»Dann sollte ich vielleicht endlich hineingehen, um nachzusehen, was da los ist, finden Sie nicht?« Nachdem sie das losgeworden war, atmete sie durch und zügelte ihren Ärger.

»Hören Sie, mein Kollege wird Ihre Aussage aufnehmen, und ich komme dann später dazu.« Sie warf Göller einen Blick zu, worauf der unbehaglich die Schultern hochzog und die Vorsitzende des Elternbeirats von Yvonne wegbrachte.

Geister, dachte Yvonne, Massenhysterie. Na klar.

Bei dem Namen Juliana Braun allerdings begannen ihre Instinkte lauten Alarm zu schlagen. Immerhin war es Juliana Braun, um deren Wohlergehen sich Markus Kramer so sehr sorgte, dass er extra von Augsburg hierherkam und die Polizei von Rettingen aufsuchte, um sich nach der Vertrauenswürdigkeit »der Kollegen dort« zu informieren. Yvonne betrat das Waldheim. Linhardt war bereits vorgegangen, ohne auf sie zu warten, aber die Polizistin brauchte nur seiner Stimme zu folgen und hatte den Silbersaal bald selbst gefunden.

Der Silbersaal war riesig und wirkte verlassen. Ein paar Flipcharts und Whiteboards waren in eine Ecke geschoben worden und passten nicht zu dem feierlichen Ambiente des Raums.

Linhardt hatte seine Arbeit bereits begonnen. Ein Junge lag auf der Trage, starrte ins Leere. Der Arzt klatschte ihm leicht auf die Wangen. »Hallo? Hörst du mich?« Aber der Junge war nicht ansprechbar. Die Tatwaffe, ein Tapetenmesser, lag noch auf dem Boden, in einer Pfütze aus Blut. Als Yvonne einen Blick auf die Wunde warf, die dieses Messer verursacht hatte, wankte selbst ihre abgebrühte Großstadtbullen-Seele.

Ein Hakenkreuz.

Es breitete sich über die gesamte Brust des Jungen und weinte rote Tränen.

Ihr Walkie-Talkie krächzte. »Yvonne? Die Vorsitzende hat wohl sämtliche Eltern darüber informiert, dass hier etwas passiert ist. Es kommen immer mehr Autos, und der Parkplatz wird langsam voll!« Er klang nicht mehr so selbstsicher und gewichtig wie noch vorhin.

»Auch hier vor dem Eingang wird es voll. Noch unterhalten die sich alle nur mit dieser Kübitz, aber die Luft fängt schon an zu knistern!«

»Das kriegst du schon hin«, antwortete Yvonne, die keine Zeit dafür hatte, Babysitter für einen verunsicherten Kollegen zu spielen. Die Wunde des Jungen forderte ihre gesamte Aufmerksamkeit. Was bringt jemanden dazu, sich selbst ein Hakenkreuz in die Brust zu schneiden? Ohne es zu wollen, ploppten die Worte von Margarete Kübitz hoch.

Massenhysterie. Ansteckende Halluzinationen. Die beiden Rettungsassistenten versorgten die Verletzung, und bald wurden die Schnitte von weißem Verbandsmull abgedeckt; dadurch jedoch wurde das Hakenkreuz erst recht hervorgehoben.

Der Rettungsassistent mit den Piercings schien Yvones Gedanken zu lesen. »Das ist Barty Bock«, sagte er und nickte in Richtung des verletzten Jungen. »Der flippt hier öfter mal aus.« Yvonne hob die Brauen. »So etwas passiert hier öfter?«

Linhardt hörte das und warf dem Assistenten einen warnenden Blick zu. Der räusperte sich daraufhin eingeschüchtert, verkniiff sich jedes weitere Wort und trug den verletzten Jungen mit seinem Kollegen aus dem Saal.

Yvonne sah ihnen nach. Dachte an die gehäuften Notarzteinsätze. Verbrennungen.

Alkoholvergiftung. Schnittverletzungen.

Massenhysterie. Ansteckende Halluzinationen.

Als Linhardt und seine Truppe verschwunden waren, fiel Yvonne zum ersten Mal auf, wie still es hier im Waldheim war. Die Nachtwachen hatten das Licht in den Gängen eingeschaltet, von außen drang noch immer das Blaulicht herein. Trotzdem schien kein einziger Jugendlicher sein Zimmer zu verlassen, um nachzusehen, was los war. Keine

Stimmen. Keine Schritte. Kein Geräusch von Türen.

Gespenster. Halluzinationen. Diese Juliana Braun hat ihnen das eingetrichtert. Sie schnappte sich ihr Walkie-Talkie. »He, Matthias, wenn diese Sozialpädagogin hier auftaucht, halt sie fest. Ich muss unbedingt mit ihr reden.«

Ein Whiteboard fiel um. Das Geräusch durchstieß Yvones angeknackstes Nervenkostüm; sie fuhr herum und spürte wie ihr Herz vor Schreck stolperte. Aber es war nur eine Gruppe Kinder, die sich offenbar hinter den Whiteboards und Flipcharts versteckt hatten. Ein kräftiges Mädchen mit braunem Kurzhaarschnitt trat vor. »Juliana hat uns geholfen«, sagte sie.

Schon wieder dieser Name. Yvonne nahm ihre Polizeimütze ab, und ein paar Haarsträhnen fielen ihr vor die Augen. Schwarz, mit silbernen Fäden durchsetzt.

»Was tut ihr hier?«, fragte sie. »Habt ihr mitbekommen, wie das passiert ist?« Sie deutete auf die Blutlache mit dem Tapetenmesser.

Das Mädchen starrte sie nur aus großen Augen an. »Wir ...«, stammelte sie. »Es ...« Dann verstummte sie und sah verzweifelt zu Boden.

Das Funkgerät krachte in die Stille. »Hör zu, Yvonne, es wird hier immer voller, und die Eltern wollen zu ihren Kindern. Was soll ich denen sagen?«

Yvonne achtete nicht auf ihn. Sie betrachtete die schweigende Gruppe vor sich. Sieben Kinder, fünf davon vermutlich im gleichen Alter, zwei deutlich jünger, und alle starrten sie mit großen angstvollen Augen an. Einer der älteren umklammerte ein Kuscheltier.

»Warum seid ihr nicht auf euren Zimmern?«, fragte sie behutsam und registrierte, wie sich ein kleiner Junge bei der Frage an das Mädchen vor ihm klammerte und zu wimmern begann. Yvonne kam ein Verdacht. Juliana hat uns geholfen ... »Hat Juliana gesagt, dass ihr euch hier verstecken sollt?« Keine Antwort. Aber Yvonne glaubte genug Erfahrung zu haben, um das Ja aus diesem Schweigen herauszuhören.

Ihr Verdacht dehnte sich aus.

»Was ist mit den anderen?«, fragte sie, »Was ist mit denen, die noch auf ihren Zimmern sind?« Wieder Schweigen. Aber ein anderes Schweigen. Yvonne wartete. Dann begann das Mädchen, das vorgetreten war, zu weinen.

»Yvonne?«, krächzte das Walkie-Talkie. »Hörst du mich? Die stürmen die Bude hier! Kann ich sie reinlassen?«

Yvonne ließ das Grüppchen nicht aus den Augen.

»Ihr könnt gehen«, sagte sie dann und setzte ihr Alles-wird-gut-Lächeln auf. »Draußen warten sicher schon eure Eltern auf euch.«

Als sie den Silbersaal verlassen hatte, hob sie das Walkie-Talkie an den Mund, und hoffte dass die Kinder sie nicht hörten. »Keiner betritt das Waldheim«, sagte sie. »Bis ich nachgesehen habe, was hier los ist.«

Es war zu spät, um noch umzukehren.

Vor Juliana ein Wagen, der in den Parkplatz des Waldheims einbog, hinter ihr ein Wagen, der so dicht auffuhr, dass sie jeden Augenblick einen Aufprall erwartete. Eltern wahrscheinlich, völlig außer sich, und Juliana konnte sie gut verstehen: Der Eingang des Waldheims verbarg sich noch hinter Hecken und Bäumen, aber die Wände, die darüber hinausragten, wurden von Blaulicht entflammt.

Julianas Motor tuckerte vor sich hin, und sie wäre am liebsten ewig stehen geblieben, aber dann bog ihr Vordermann in den Parkplatz ein, und wenn Juliana ihm nicht folgte, fürchtete sie, dass ihr Hintermann sie buchstäblich weiterschieben würde; also schluckte sie die aufkeimende Angst hinunter und ließ die Kupplung kommen.

Der Parkplatz war voll, Blech neben Blech, das immer wieder blau aufblitzte, wenn sich das Blaulicht darauf spiegelte. Juliana wurde langsamer, und ihr Hintermann hatte genug. Er schoss vorbei, und aufgewirbelter Kies prasselte gegen Julianas Škoda. Der Wagen rauschte in eine freie Parklücke, und ein elegant gekleideter Mann mit dunklem Teint sprang aus der Tür. Für Juliana hatte er keinen Blick übrig. Seine Lederschuhe versanken im schlammigen Split, ohne dass er darauf achtete, die Tür des Wagens flog ins Schloss, ohne sich richtig zu verschließen, die Innenbeleuchtung brannte unbeachtet weiter. Was ist hier nur passiert ... Ein Ball aus brodelnder Angst rührte sich in ihrem Bauch. Tinkerbell lag irgendwo darin begraben.

Neben einem weißen BMW fand sie eine Parklücke. Sie kannte den Wagen. Der Ball in ihrem Magen wurde immer schwerer. Von Stumpe ist also auch hier ...

Juliana stieg aus und schlug den Kragen ihres Mantels hoch. Weil die Luft nach dem Gewitter so kühl ist, redete sie sich ein, aber die Wahrheit war, dass sie sich fürchtete, von irgendjemandem erkannt zu werden. Der Sturm hatte Zweige und Äste abgerissen und überall auf dem Parkplatz verteilt; mit vorsichtigen Schritten ging sie über den nassen Split und wich Pfützen aus in der Hoffnung, nicht bemerkt zu werden.

In einer dunklen Ecke entdeckte Juliana die Nachtwachen. Sie standen eng beieinander und sprachen mit gesenkten Stimmen, aber trotzdem war deutlich zu hören, wie heftig sie miteinander stritten. Als sie an ihnen vorbeiging, hoben sie die Köpfe und erkannten Juliana. Sie verstummten sofort.

Juliana beschleunigte ihre Schritte. Sie stieg die Treppen zum Fußweg empor; die Rosen, die sich sonst so gern in ihren Mantel krallten, waren vom Sturm beiseitegedrückt worden.

Oben angekommen, wurde sie geblendet von Licht. Sämtliche Lampen des Foyers waren eingeschaltet worden und leuchteten den Eingangsbereich aus. Menschen waren dort versammelt, versperrten den Blick auf die Eingangstür und redeten hektisch aufeinander ein. Ein Streifenwagen war bis vor die Tür des Waldheims gefahren und beleuchtete den brodelnden Pulk zusätzlich mit seinen Scheinwerfern; die Wagentüren waren geöffnet, der Schlüssel steckte, das Blaulicht kreiste, aber niemand befand sich im Fahrzeug.

Juliana hatte jedoch nur Augen für den Rettungswagen daneben. Hinter der Milchglasscheibe herrschte hektische Betriebsamkeit, und Julianas Angst um ihre

Schützlinge packte zu. Sie holte ihr Handy aus der Tasche und öffnete das Messenger Programm. Keine Nachricht von Rebecca. Zuletzt online vor 8 Stunden, stand da.

Zweite Heimsuchung ... ohne es zu wollen platzte dieser Begriff aus dem brodelnden Angstball in ihrem Magen hervor. Mit aller Kraft versuchte Juliana ihn niederzudrücken. Vergeblich. Mit zitternden Händen steckte sie das Handy wieder ein.

Es kam Bewegung in den Menschenpulk, Stimmen erhoben sich, die Menge teilte sich, und Juliana erspähte einen Polizisten, der vor der Eingangstür stand und die Menge darin hinderte, ins Waldheim zu gelangen. Die Tür war gerade im Begriff, sich zu öffnen und der Menschenpulk verstummte. Zwei Chuckies kamen daraus hervor, in graue Decken gehüllt, und jemand schrie auf, in einer Mischung aus Angst und Erleichterung; die Mutter der beiden vermutlich. Sie stürzte sich auf die beiden Jungs, umarmte sie und bedeckte sie mit Küssen. Es schien, als ob ihre Söhne davon gar nichts mitbekämen, und Juliana kannte diesen Gesichtsausdruck, so leer und bang. Zweite Heimsuchung ...

Der Menschenpulk blieb still, während die Frau ihre Söhne vom Waldheim fortführte und die Treppe hoch zum »Kaffeekränzla« begleitete. Erst jetzt bemerkte Juliana, dass auch die Laternen des Cafés eingeschaltet worden waren und die Terrasse dort oben mit Licht übergossen. Durch die hohen Efeuhecken war nicht viel zu erkennen, aber Juliana vermutete, dass dort oben noch mehr Jugendliche in Decken gehüllt saßen. In Sicherheit ... Rebecca und die anderen sind auch da oben! Ganz bestimmt! Aber sie brauchte Gewissheit.

Als die Frau ihre Söhne durch das kleine Metalltor zum »Kaffeekränzla« geführt hatte, kehrte das Leben in den Menschenpulk zurück. »Mein Sohn ist da drin«, rief ein Mann, »und ich verlange, dass Sie mich nach ihm sehen lassen!« Und damit begann der Menschenpulk wieder zu brodeln.

Juliana erkannte ihre Chance. Sie schlich sich an den durcheinander schreienden Eltern vorbei und betrat die Treppe, die hoch zum »Kaffeekränzla« führte. Als sie höher kam, erkannte sie, dass sie recht gehabt hatte: Dort saßen tatsächlich Jugendliche, in Decken gehüllt, und starrten auf die dampfenden Getränke, die man ihnen hingestellt hatte. Erwachsene liefen zwischen ihnen herum, hatten freundliche Gesichter aufgesetzt, redeten, berührten und halfen Getränke zu verteilen; die Freundlichkeit wich der Sorge, wenn sie sich von den Kindern unbeobachtet fühlten. Juliana sah sich um, und es war nicht nur ein Stein, der ihr vom Herzen fiel, als sie Rebecca, Jason und alle anderen an einem Tisch entdeckte. Aber ihre Erleichterung währte nicht lange. Kein einziger Besessener hier ... Sie bemühte sich, nicht hinunter zum Krankenwagen zu blicken.

»Du hast ja Nerven, hier aufzutauchen, Juliana!«

Diese Stimme ...

Chandra stellte ein Tablett ab, auf dem sie weitere Tassen mit dampfenden Getränken transportierte, und wischte sich die Hände an einer Schürze ab. Sie stürmte auf Juliana zu, baute sich vor ihr auf, versperrte ihr den Zugang zur Terrasse und den Blick auf die Kinder, die hier versammelt waren. Eltern blickten von ihren Kindern auf. Sie entdeckten Juliana, und es war keine Freundlichkeit, die ihr da entgegenschlug.

»Bitte ...«, raunte Juliana. »Ich will nur wissen, ob es ihnen gut geht ...«

Chandra sah sie eine Weile durch herabhängende Rastasträhnen an. Die Genugtuung, die

sie empfinden musste, verbarg sie gut.

»Wir haben dir vertraut, Juliana!«, rief sie, so laut, dass es auch die Menschenmenge vor dem Haupteingang mitbekam. Köpfe drehten sich, Stimmen erstarben. Juliana entdeckte Margarete Kübitz. Und Margarete Kübitz entdeckte sie.

Zeit für den Rückzug, dachte Juliana und stieg die Treppen wieder hinab.

»Und das haben wir jetzt davon!«, schrie ihr Chandra hinterher, sodass ihre Stimme hallte in der Stille von den Wänden widerhallte.

Margarete Kübitz hatte sich derweil zu dem Polizisten durchgeschlagen, baute sich vor ihm auf und deutete in Julianas Richtung. Der Beamte musterte sie und hob dann das Funkgerät an die Lippen. Seine Stimme klang laut in der erwartungsvollen Stille. »Frau Braun ist hier.«

Juliana tat so, als hörte sie ihn nicht, als wären ihre Schritte auf Kies nicht die einzigen Geräusche hier. Sie überquerte den Weg zum Haupteingang und stieg die Treppe zum Parkplatz hinab. »Frau Braun!«, erhob sich die Stimme des Polizisten, strenger als vorher. »Einen Augenblick!« Juliana dachte nicht daran, stehen zu bleiben, und hoffte, dass das Bewachen des Eingangs höhere Priorität hatte als die Verfolgung einer Sozialpädagogin, die überhaupt nicht im Haus war, als passiert war, was auch immer hier passiert sein mochte.

Sie hatte ihren Škoda erreicht, nestelte in ihrer Tasche herum, und zog ihren Schlüssel hervor.

»Frau Braun!« Er kam näher. Seine Stimme, jetzt deutlich verärgert, wurde vom Geräusch zackiger Schritte begleitet. Vor Schreck ließ sie ihren Schlüssel fallen. Verdammt noch mal

...

Sie wollte ihn aufheben, als sich die Tür des weißen BMW öffnete.

Eduard von Stumpe saß darin.

»Was haben Sie vor? Wollen Sie einfach ins Auto steigen und sich eine Verfolgungsjagd mit der Polizei liefern?« Der Einrichtungsleiter ließ seinen Funkelzahn aufblitzen. »Ich habe da eine bessere Idee.«

Juliana starrte ihn an. Sie brauchte keine Tinkerbelle, um zu wissen, dass von dem Einrichtungsleiter eine größere Gefahr ausging als von der Polizei. Sie konnte sich noch genau an seine Worte erinnern: Verschwinden Sie, und beten Sie, dass ich diesen Wahnsinn früh genug unterbunden habe.

Der Beamte hatte derweil den Parkplatz erreicht. »Frau Braun!« Eine Stimme wie Peitschenhiebe. »Wir hätten da ein paar Fragen an Sie!«

Stumpe saß einfach da und lächelte. »Nun?«

Aber vielleicht verschaffe ich mir so etwas Zeit? Mit Vernunft hatten diese Überlegungen nichts zu tun; das war reiner Überlebensinstinkt.

Stumpe wartete, bis er letzte Rest Widerstand in Julianas Augen erloschen war. Wie damals bei ihrem Vorstellungsgespräch. Und wie damals weidete er sich an seiner Überlegenheit, setzte ein breites Lächeln auf und stieg aus dem Wagen.

Der Polizist blieb stehen, als er von Stumpe erblickte. Seine Aura von Autorität schien irgendwo im Kies zu versickern. »Herr von Stumpe ...«, stotterte er. »Ich müsste Frau Braun ...«

»Schon gut«, sagte der Einrichtungsleiter zu ihm. »Ich werde mich darum kümmern.« Und damit führte er Juliana vorbei an dem Polizisten, vorbei an den Nachtwachen, die Treppe empor, an den plattgedrückten Rosen vorbei zum Eingang des Waldheims. Juliana wagte es kaum, den Kopf zu heben, sah nur Beine, die bereitwillig eine Schneise für den Einrichtungsleiter frei machten. Die Stille war gespenstisch, die Hitze der Blicke, die auf sie einbrannten, wurde mörderisch.

Als von Stumpe ihr die Tür aufhielt, sah sie doch für einen Moment auf. Sie entdeckte Marco Krakoviak, wie er seinen Kopf aus dem Krankenwagen streckte und sie mit undurchdringlicher Miene anstarrte. Tinkerbell rührte sich bei dem Anblick, wollte etwas sagen, aber dann entdeckte Juliana das Blut, das Marcos Hals und sein Gesicht beschmierte, und ihre Instinkte wurden einfach weggespült von einem gleißenden Selbsterhaltungstrieb. Nur weg von hier.

Es hatte ziemlich harmlos begonnen.

Als Erstes hatte Yvonne Seelberger die Zimmer abgeklappert, in denen offensichtlich Licht brannte. Sie fand ein paar Jungs und Mädchen darin, die auf ihr Klopfen öffneten, ängstlich und verschreckt wie junge Mäuse. Höflich versicherten sie, dass alles in Ordnung sei; dabei fiel ihr auf, dass jedes dieser Zimmer außerordentlich gepflegt war und dass sich in jedem einzelnen ein zusammengelegtes weißes Hemd und ein strahlend blauer Pullunder mit der Aufschrift »Supernova« befand. Ein Zufall? Eher nicht.

Dann jedoch hörte sie dieses leise Weinen.

Yvonne ging vorsichtig durch den langen Korridor und folgte dem Geräusch. Die Stimmung hier war ... bedrückend. Ein großes Fenster wartete am Ende des Korridors, die Nacht dahinter war pechschwarz und glotzte sie an. Yvonnens Pulsschlag begann sich zu beschleunigen. Massenhysterie, ansteckende Halluzinationen, ansteckende Angst. Sie verfluchte die Kübitz dafür, dass sie ihr diesen Unsinn ins Hirn gepflanzt hatte.

Sie schob die Gedanken beiseite und hatte bald das Zimmer gefunden, aus dem das Weinen kam. Die Tür stand sperrangelweit offen. Yvonne kündigte sich vorsichtig an, bekam aber keine Antwort, das Weinen verstummte nur. Mit mulmigem Gefühl trat sie ein.

Da lagen zwei Mädchen gemeinsam in einem Bett zusammengekuschelt; erst auf den zweiten Blick erkannte Yvonne, dass die beiden blutig geprügelt waren, und als sie näher ans Bett herantrat, schlug ihr ein beißender Geruch ins Gesicht. Die beiden Mädchen hatten sich eingenässt.

Mit einer Ahnung von aufziehendem Unheil ließ sie den Notarzt über ihr Walkie-Talkie holen; noch klang ihre Stimme ruhig und professionell.

Während die beiden Mädchen versorgt und aus dem Waldheim gebracht wurden, dachte Yvonne nach. Massenhysterie, ansteckende Halluzinationen ... Sie hatte die aufgeplatzten Knöchel der beiden gesehen. Dachte an das Hakenkreuz, das der Skinhead sich in die Brust geschnitten hatte. Hatten die beiden sich am Ende auch selbst verprügelt?

Dann jedoch hatte sie Michél gefunden.

Der Junge war völlig neben sich und sprach mit schwerer Zunge; sofort musste Yvonne wieder an die K.O.-Tropfen im Blutbild der kleinen Vanessa Kapp denken. Seine rechte Hand lag in einer Pfütze aus Blut, und erst auf den zweiten Blick erkannte Yvonne, dass die Fingernägel daran fehlten. Yvonne fand sie auf dem Boden, und ihr Mund verhärtete sich zu einem Strich. Daneben lag eine Zange.

Er behauptete, er hätte sie sich selbst ausgerissen. Mein Vater hat mich dazu gezwungen, lallte er, damit ich mich endlich aufführe wie ein Mann.

Noch ein Fall von Massenhysterie? Aber der Junge war so neben der Spur, dass er kaum einen Arm heben konnte, und Yvonne hatte sich sagen lassen, dass man einiges an Kraft benötigte, um Fingernägel auszureißen. Sie nahm die Zange in Augenschein. Sie war sauber abgewischt worden. Gespenster und Halluzinationen und von Dämonen Besessene tun so etwas in der Regel nicht.

Und plötzlich bekam es einen Sinn, dass Markus Kramer bei der Polizei auftauchte und

sich nach der Vertrauenswürdigkeit von Kollegen im Waldheim informierte.

Irgendjemand spielt in diesem Internat ein perverses Spiel.

Sie forderte Verstärkung an. Auch diesmal blieb ihre Stimme ruhig, aber diesmal war dieser Tonfall darin, vor dem sich ihre Münchner Kollegen immer gefürchtet hatten. Sie hat etwas gewittert. Göller registrierte das wahrscheinlich gar nicht, und wahrscheinlich war das auch gut so.

Yvonne dachte an Rebecca und Jason. Als sie die beiden überzeugt hatte, dass Juliana Braun von ihr nichts zu befürchten brauchte, hatten sie ihr erzählt, wie die Sozialpädagogin ihnen geholfen hatte. Irgendwelche Psycho-Methoden gegen die Geisterhalluzinationen. Yvonne jedoch glaubte, dass der entscheidende Faktor etwas anderes war: Die Sozialpädagogin verbrachte ihre Nächte mit den Jugendlichen. Und in ihrer Anwesenheit dürfte es schwer sein, K.O.-Tropfen zu verabreichen, Blut abzuzapfen oder ähnliches. Das Gleiche galt für die Kinder, die sich in ihren Zimmern einschlossen. Chuckies, hatte Rebecca sie genannt und behauptet, das eingeschaltete Licht und der strikte Verzicht auf Schlafgruppen sei der Grund, dass sie von keinen Geistern heimgesucht wurden. Yvonne verriet ihr nicht, dass sie die abgeschlossenen Zimmer der Chuckies für den eigentlichen Grund ihrer Unversehrtheit hielt. Weil da niemand zu ihnen rein kann, um ihnen etwas anzutun.

Wahrscheinlich wusste Juliana Braun überhaupt nichts von K.O.-Tropfen oder abgezapftem Blut. Vielleicht wusste sie nicht einmal, was bei den anderen Kindern los war. Sie musste mit ihr reden. Und zwar, bevor von Stumpe sie in die Finger bekam. Nach allem, was sie von ihm erfahren hatte, war er durchtrieben genug, ihre wichtigste Zeugin so einzuschüchtern, dass sie kein Wort von sich geben würde.

Endlich erhielt sie die Nachricht, dass die Verstärkung eingetroffen war. Während die anderen Beamten unten den Eingangsbereich absperren, half Göller Yvonne dabei, die Zimmer zu durchsuchen. Sie bat ihn, vor allen Dingen nach Beruhigungsmitteln Ausschau zu halten. Er war noch zu schockiert von den ausgerissenen Fingernägeln, als dass er Fragen gestellt hätte. Yvonne war dafür überaus dankbar.

Während Göller davonstapfte, betrat sie ein Zimmer, in dem sich zwei Jungs verschanzt hatten. Es war ein Doppelzimmer, zwei Eingangstüren, von einer dünnen Wand nachträglich getrennt. Sie wirkten cool, rieben sich den Schlaf aus den Augen, fragten, was los sei, und beschwerten sich, dass man sie zu so nachtschlafender Zeit weckte. Yvonne glaubte ihnen nicht. Das Zimmer wirkte aufgeräumt, fast leergefegt, nur ein paar Eisbären und Iglu-Poster hingen herum, und ein Buch über Inuitsagen.

In dem Moment krächzte das Walkie-Talkie und Göller plapperte aufgeregt, dass er ein halb verhungertes Mädchen gefunden habe. »Ich schicke Linhardt hin«, sagte sie.

Die Jungs hörten das, verzogen aber keine Miene.

Trau, schau, wem. Yvonnens Instinkt schlug immer deutlicher an.

Und ihre Nase.

Sie war lange genug Polizistin, um diesen Geruch zu kennen.

»Warum ist das Fenster offen?«, fragte sie.

»Warum wickst man sich einen nach dem Abendessen?«, fragte der eine zurück. »Damit man besser schlafen kann.«

Yvonne ließ sich von diesen Unverschämtheiten nicht aus der Ruhe bringen. Sie verschloss das Fenster. Schnupperte. Einer der beiden begann bereits nervös zu werden. Aus dem Walkie-Talkie kam Göllers Stimme. Er versuchte ebenfalls ruhig zu klingen, aber er begann zu stottern, als er beschrieb, dass er gerade einen Jungen gefunden hätte, dessen ganzes Zimmer von Hakenwürmern verseucht war. Die kleinen Biester waren überall in seinem Bett und hatten sich unter seine Haut gefressen, wo sie rote kleine Bahnen hinterließen. Göller informierte sie darüber, dass er einen Kammerjäger herbestellt hätte.

Einer der Jungs nickte mit dem Kinn zu Yvones Funkgerät. »Klingt so, als hätten Sie Wichtigeres zu tun«, sagte er, »Und da müssen Sie bei uns rumhängen?«

Yvonne ignorierte ihn und folgte ihrer Nase. Vor dem Kleiderschrank blieb sie stehen. Riss ihn auf. Der Gestank von altem Blut sprang ihr ins Gesicht, sie wich zurück, presste sich eine Armbeuge gegen die Nase und legte sich den Griff ihrer Taschenlampe auf die Schulter, damit sie den Lichtstrahl ruhig halten konnte.

Der Schrank war leereräumt worden, die nackten Holzbretter waren zu sehen, zu Etagen angeordnet, in denen normalerweise zusammengelegte Kleidung liegen müsste. Jetzt standen da acht Porzellanschüsseln, jede voll mit Blut in unterschiedlichem Verwesungszustand, neben jeder Schüssel eine Kerze, und an die hintere Wand des Schanks war ein Stück Papier geklebt. Eine Liste offenbar. »Haben in die Schulkantine eingebrochen«, stand da. »Matthias Köhler den kleinen Finger gebrochen, weil er unsere Hausaufgaben nicht machen wollte ...« Sie glitt mit dem Finger über die Buchstaben, die Schrift bröckelte ab, sie schnupperte an ihrer Hand – das Papier war mit Blut beschrieben. Massenhysterie ... ansteckende Halluzinationen ...

»Ein Opferaltar ...«, murmelte Yvonne.

Fliegen summten von einer Schüssel auf und umschwirrten ihr Gesicht, Maden purzelten aus einer anderen Schüssel, krochen über die Holzbretter, bis sie deren Rand erreicht hatten und zu Boden stürzten. Das leise Plopp Plopp Plopp erfüllte die Stille.

Yvonne drehte sich zu den beiden Jungs um. Sie standen da wie erstarrt, glotzten wie hypnotisiert auf die Anordnung im Schrank. Jeder Anflug von Aufsässigkeit war aus ihren Gesichtern verschwunden.

Die Schlüsse fanden nur langsam ihren Weg durch Yvones schockierten Verstand, aber dann rasteten sie ein. Sie dachte an das Mädchen mit dem Blutverlust und an die Worte des Assistenzarztes. Wenn ich es nicht besser wüsste, würde ich sagen, jemand hat sie mit K.O.-Tropfen ausgeknockt und ihr zu viel Blut abgezapft.

»Wo habt ihr das her?«, flüsterte Yvonne, am Rande ihrer Fassung, aber die beiden antworteten nicht. »Wo habt ihr das Blut her?«, brüllte sie schließlich, und als abermals niemand antwortete, verlor sie vollends die Beherrschung. Sie packte den einen Jungen am Kragen und drückte ihn gegen die Wand. »Ich habe gefragt«, zischte sie, »woher ihr das Blut habt!«

Da begann der Junge hysterisch zu schluchzen. Sein Schlafanzug verrutschte, und Yvonne blickte auf einen Bauch, über den sich eine Spur tiefer, schartiger Schnittverletzungen zog. Es sah aus, als wäre ihm die Klaue eines Bären über die Brust gefahren. Sofort ließ sie ihn los. Auch die beiden sind Opfer, dachte sie. Der Junge kauerte sich zu einem Ball

vor ihr zusammen. »Wir dürfen es nicht sagen«, flehte der andere. »Bitte, wir dürfen nicht ...«

»Yvonne!«, krachte es aus dem Walkie-Talkie. »Ich glaube, ich habe die K.O.-Tropfen gefunden! Zweiter Stock, Zimmer zwei-null-zwei!«

Nachdem sie Linhardt und sein Team zu den beiden Jungs geschickt hatte, damit er sich deren Verletzungen ansehen konnte, stürmte sie in dieses Zimmer hoch. Ein junger Grieche hockte zusammengesunken an seinem Schreibtisch. In seinem Schrank waren nicht nur die K.O.-Tropfen, da waren auch Kanülen und Schläuche und Plastikfläschchen – ideal, um jemandem heimlich Blut abzapfen. Außerdem waren da noch Spritzen, Skalpelle, Desinfektionsmittel, Lokalanästhetika und Besteck zum Vernähen von Wunden. Wie passend, dachte Yvonne grimmig. Fehlt nur noch eine Visitenkarte, auf der steht: »Ich bin der Täter!«

Dimitrios selbst glotzte apathisch vor sich hin, als Yvonne ihm Fragen stellte; wahrscheinlich hatte man auch ihn unter Drogen gesetzt. Kein sehr geschickter Zug, wenn man ihm alles in die Schuhe schieben wollte. Irgendwann gab es Yvonne auf, Fragen zu stellen, und wartete schweigend auf den Notarzt, damit der dem Jungen Blut abnehmen und die schlecht vernähten Verletzungen versorgen konnte, die seine Arme überzogen. »Ich glaube nicht, dass er unter Drogen steht«, sagte Linhardt und legte dem Jungen eine Hand auf die Stirn. »Ich glaube er hat Fieber. Wundinfektion.« Linhardt sog geräuschvoll Luft durch seine Zähne ein, als er die geschwollenen Nähte abtastete. Eiter und Wundsekret quollen hervor, als er vorsichtig auf eine Wunde drückte. Ein erstickender Geruch von Krankheit erfüllte den Raum. Yvonne wandte sich ab und wollte gehen, doch da griff Dimitrios mit kraftlosem Arm nach ihr. Die Wundfäden auf seiner Haut gerieten in das Licht von Linhardts Stirnlampe. Sie glänzten vor Eiter. Es sah aus, als würden sich schwarze Spinnenbeine aus den geschwollenen Wunden herausarbeiten.

»Ich glaube«, lallte der Junge, »ich habe die ganzen Sachen aus der Praxis meines Vaters gestohlen ...«

Ich glaubte? Er wollte nicht sagen, was er damit meinte.

Als der Notarzt ihm irgendetwas in die geschwollene Haut spritzte, war er längst zurück in seinen Dämmerzustand gerutscht. Er hatte seine Kraft aufgebraucht. Als Linhardt ihm Blut abnehmen wollte, war nicht einmal mehr dazu zu bewegen, eine Faust zu machen. Leise fluchend drückte Linhardt die Kanüle auf gut Glück in die Armbeuge des Jungen, in der Hoffnung, die Vene trotzdem zu treffen.

Es war genug. Sie brauchte diese Juliana Braun. Jetzt. Sie musste wissen, was hier im Waldheim vor sich ging.

Yvonne beauftragte Göller damit, die restlichen Zimmer zu durchsuchen, rannte hinunter ins Foyer, stieß die Tür auf und wappnete sich für die brodelnde Menschenmenge, die sie mit Fragen bestürmen würde.

Aber da war gar keine Menschenmenge mehr.

Stattdessen sah sie, wie sich der Parkplatz leerte und nur noch ein paar vereinzelte Eltern herumstanden. Yvonne packte einen Vater am Arm, aber der teilte ihm mit, dass von Stumpe sie gebeten habe, das Gelände zu verlassen. Die Eltern sollten sich keine Sorgen machen, er hätte alles unter Kontrolle. Ach ja, und Juliana Braun habe er gleich mit zu

sich ins Bürogebäude genommen, obwohl Göller ihn ausdrücklich darauf hingewiesen habe, dass sie der Polizei für Fragen zur Verfügung stehen solle.

Mit offenem Mund stand Yvonne da.

Als wäre von Stumpe noch immer der Fürst in diesem beschissenen Kaff und hätte nun sein Gefolge vom Hof gejagt.

Aber ich bin nicht dein Gefolge!, dachte sie grimmig, und ich werde jetzt mit Juliana Braun sprechen. Sie rammte sich die Dienstmütze wieder auf den Kopf und machte sich auf den Weg zum Glasturm des Einrichtungsleiters. Yvonne wollte gerade die Eingangstür zum Waldheim aufstoßen, als sich ihr Göller in den Weg stellte.

»Was soll das?«, fragte sie ihn barsch und bohrte ihren Blick in ihn hinein. Göller sah verlegen zu Boden. »Der Einsatz ist beendet«, sagte er.

»Ich habe noch eine Zeugin zu vernehmen«, erwiderte Yvonne und wollte ihn beiseiteschieben. Göller jedoch versperrte ihr weiterhin den Weg. Noch immer sah er nicht auf. »Der Einsatz ist beendet. Dienstanweisung. Von Kalb höchstpersönlich.«

Einen kurzen Augenblick lang überlegte Yvonne, ob sie ihren Kollegen einfach mit Gewalt beiseitedrängen sollte. Aber sie entschied sich dagegen. Temperament würde sie hier nicht zum Ziel führen. Also folgte sie Göller, ohne ihn einer Antwort zu würdigen.

Und damit werde ich eben doch zu Stumpes Gefolge. Yvonne kochte vor Wut. Sie spürte den Turm des Einrichtungsleiters im Rücken, als sie den frischen Tatort verließ. Die Außenbeleuchtung war ausgeschaltet worden. Göller hatte das Blaulicht gelöscht. Einzig das Licht aus Stumpes Büro fiel als schwacher Schein ins Foyer, und Yvonne konnte einen Umriss sehen, der sich gegen das Fenster abzeichnete. Wahrscheinlich war es nur ein Kleiderständer, aber im Augenblick stellte Yvonne sich vor, dass es von Stumpe war, der zu ihnen hinunterblickte und die Auswirkungen seiner Macht genoss.